

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. F. Wiß in Breslau.

N. 17.

Sonntag, den 27. Februar 1864.

II. Jahrgang.

Die Breslauer Hausblätter erscheinen jeden Mittwoch und Sonntag, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer Auflage von über 2700 Exemplaren mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Welthändel.] Sehr gut! Pius IX. immer der große Papst, der weiß, wo die Hauptwunden der modernen Gesellschaft und wie sie zu heilen! Sehr bezeichnend: „nicht klagen, sondern arbeiten ist unsere Aufgabe.“ Nullich nämlich brachte der hl. Vater in einer Audienz, die er einem hervorragenden englischen Gelehrten ertheilte, die Rede auf die große Macht und die weite Verbreitung der schlechten Presse und sagte: „Diese große Macht bloß beklagen, wie es so oft geschieht, ist sehr wohlfeil und hilft nichts. Das Hauptmittel gegen die schlechte Presse ist die gute Presse; und besonders in unserer Zeit, wo durch die Zeitungen alle religiösen und moralischen Grundlehren so öffentlich offen und versteckt in den Völkern untergraben werden, sollten auch die großen Gelehrten es nicht unter ihrer Würde halten, für die Zeitungs-Presse zu arbeiten. Nicht klagen, mein Sohn, sondern arbeiten, arbeiten ist unsere Aufgabe. In Italien, Gott Lob, ist die gute Presse in merkwürdigem Fortschritt.“ Und der hl. Vater hat Recht, von diesem Fortschritt daselbst zu sprechen. Es existiren in Turin allein, abgesehen von kleinern Blättern, drei große gefestigte Zeitungen, die zusammen über 18,000 Abonnenten zählen, und es ist hinzuzufügen, daß nach dem Erscheinen des neuen trefflich redigirten „Patriota Cattolica“ auch in Bologna gegenwärtig drei größere Blätter mit fast gleicher Abonnentenzahl ausgegeben werden. Auch die dort erscheinende Monats-Revue „Il Conservatore“, nächst der „Civiltà Cattolica“ die bedeutendste und verbreitetste religiös-sozial-politische Zeitschrift mit fast 4000 Abonnenten, hat im neuen Jahre ihren Umfang erweitert. Sie zählt unter ihren Mitarbeitern vorzugsweise Laien, die, wie z. B. Graf Leopoldo della Motta, Graf Philipp Apucchi, Graf Benvenuto, Advocat Caso u. s. w., längst zu den geachteten Schriftstellern Italiens gehören. In Italien also ist die gute Presse im merkwürdigen Fortschritt, wo man sich zu Herzen genommen das Wort: „nicht klagen, mein Sohn, sondern arbeiten ist unsere Aufgabe.“ Ich glaube, wir können auch bei uns hieraus noch etwas lernen, sollten auch die „großen Gelehrten“, welche aus dem Winterschlaf aufzuwecken, nicht gerade dick geäet sein.

Eine lustige Figur spielt König Ehrenmann in Neuitalien, bei dem sich bewahrheitet: unrecht Gut macht böses Blut und ist ein schlechtes Rissen für's besetzte Gewissen. Da bei ihm alles drüber und drunter geht und er bei Schulden, zahlreich wie die Haare auf dem Haupt, wenn es nicht etwa glasig geworden, in der angenehmen Mitte zwischen den „Briganten“ und „Republikanern“ steht, welche ihm das Leben versüßen, so fängt es bei ihm, wie man zu sagen pflegt, etwas zu rappeln an. Als Symptome dafür wollen wir nicht etwa seine Drohungen gegen Oesterreich, seine Flintenbestellung bei leerer Tasche, seine Fackelszüge nach Mailand, sondern nur das anführen, daß er nun schon gar sich rühmt, mit dem hl. Vater auf dem besten Fuß zu stehen. Dazu gehört gewiß eine geistige Verfassung, welche, wenn sie nicht einen gewissen Grad von Unzurechnungsfähigkeit andeutet, eine recht ansehnliche Portion Unverschämtheit verrathen würde. Er soll nämlich an den Mailändischen Clerus (?) folgende Worte gerichtet haben: „Ich weiß, man hat das Gerücht verbreitet, ich stände mit Rom nicht in freundschaftlichen Beziehungen, aber ich kann Sie versichern, das ist nicht wahr! — Ich stehe in vortrefflichen Beziehungen zum hl. Vater, von dem ich erst noch im letzten Jahre, bei Gelegenheit der Vermählung meiner Tochter, die Zeugnisse seiner Zuneigung erhielt. Der Einladung, die er mir gemacht, mich zu ihm zu begeben, füge ich hinzu, daß ich seitdem immer noch in Correspondenz mit ihm bin, und daß ich die sehr lebhafteste Hoffnung hege, daß die Zeit nicht mehr fern sei, in der alle politischen Differenzen versöhnt sind.“ Allerliebste! Uns scheinen die Beziehungen so vortrefflich und freundlich zu sein, wie die eines ungerathenen Sohnes zu seinem gerechten Vater, wie die eines Räubers zu seinem beraubten Opfer, wie die eines Menschen von bösem Gewissen zu seinem Richter, der ihn zu sich „einladet.“ Der arme König! Und so wagt er obendrein zu flunkern nach den zahllosen offen daliegenden Gewaltthaten gegen den hl. Stuhl und die Kirche und zu eben der Zeit, wo sein Cultusminister viele fromme Meßstiftungen am Gnadenort zu Loreto plündert und dem schwindfüchtigen Staatsschatz einverleibt und wo man in Turin an den Verkauf des gestohlenen Kirchengutes geht.

Im Neapolitanischen wurden im Jahre 1863 14,200 Verbrechen begangen und 31,000 Personen verhaftet; gewiß auch bezeichnend für die Zustände in den mit Verrath und Gewalt unter Turin gebrachten Ländern.

Was für ein Gezücht auf dem italienischen Boden in Freiheit mitmacht, zeigt neuerdings das schon mehr erwähnte Mordkomplott gegen Napoleon, wo der eine Mitschuldige einem Freunde, der ihn auf die Gefährlichkeit des verbrecherischen Unternehmens hinwies, erklärt haben soll: „der Lebensgefahr könne er doch nicht entgehen, da er zu einer geheimen Gesellschaft gehöre und dem Dolche verfallt, wenn er sich der Aufgabe entziehe.“ — Napoleons Augen sind zur Zeit auf den deutsch-dänischen Handel gerichtet und schon streckt er die Zuhörer aus, um den Punkt zu finden, wo er mit größtem Erfolg seine Macht geltend machen kann. In jedem Fall würde die Losreißung Schlesiens von Dänemark von ihm ohne profitable Vortheile von Land und Leuten an der linken Rheinseite nicht gutwillig gebuldet werden. Vorläufig vermehrt er seine Heeresmacht.

Aus England meldet man, daß der alte Palmerston schwach und abständig geworden. Er soll in den Parlamentsitzungen schlafen und nicht mehr seine üblichen Poffen und Wize reißten. Wird also wohl nicht mehr lange auf der Weltbühne spielen — gewiß ohne Einbuße der guten Sache. Die Regierung, deren Chef er so lange gewesen, hat namentlich in Italien und auch anderweit sich als der katholischen Kirche feindlich bewiesen und überhaupt in andrer Herren Ländern gestänkert, während Irland unter ihr in seinem Elend verblieben, die ungerechten Zustände zum Nachtheil der Katholiken daselbst erhalten und die Einwohner durch die Noth gezwungen worden, auszuwandern, so daß die Zahl derselben in nicht zu langer Zeit um einige Millionen in Irland gefallen. Sieht es ein Land, das ähnliches aufwiese?

Während in Polen die Russen mit größter Anstrengung die Unterdrückung des Aufstandes betreiben und neuerdings in Warschau mehrere Klöster räumen lassen wollten, um dieselben zu Staatsgefängnissen zu verwenden, auch die Häuser der an die Citadelle grenzenden Straßen einzureißen und an ihre Stelle Bastionen aufzuführen beabsichtigen, sucht sich der Aufstand wieder zu sammeln und soll jetzt besonders in dem Betrieb der demokratischen Partei stehen. Zuverlässige Privatnachrichten aus Russisch-Polen beweisen übrigens, daß die Grausamkeit keineswegs allein auf russischer Seite ist, daß die Aufhängungs- und Ersäufungspraxis auf polnischer Seite weiter und zuweilen von solchen geübt wird, welche dann von der geheimen Aufstandsregierung selbst an den Strang geliefert werden, daß man Contributionen jetzt mit Androhung von Todesstrafe ausschreibt, weil die noch Besizenden die fortgehende Besteuerung satt haben und daß mehrere nicht ungeru russischen Militärschutz auf ihren Besizungen dulden. An ein Gelingen des Aufstandes, der eher an Sympathien verloren als gewonnen, ist wohl nicht zu denken, da die Hoffnungen auf einen allgemeinen europäischen Brand sich ebenfalls als trügerisch erweisen dürften. Das traurigste Loos hat die Kirche in Polen, welche unter den allgemeinen Schlägen leiden muß,

zumal das russische Schisma ohnehin schon längst auf ihren Ruin hinarbeitete.

In Schleswig sind wir noch ziemlich auf dem alten Fled. Die Dänen sind entschlossen, sich in Düppel und auf der Insel Misen aufs äußerste zur Wehr zu setzen. Einige Retrospektivkriege haben noch nichts effectuirt. Von England und Frankreich lassen sich Schreckstimmen hören, um die verbündeten deutschen Mächte vom weiteren Vorgehen abzuhalten. Der Zwiespalt zwischen diesen und den kleinern deutschen Bundesstaaten besteht auch noch, obwohl diese nun auch getheilt und in ihren Zielen nicht mehr einig scheinen, während die deutsche Wählerpartei namentlich in der Schweiz und in Baden hebt und sich beispielsweise im breisgauer Boten also vernehmen läßt: „Wollt ihr warten, bis ein General Contrecoeur (Gondrecourt) oder wie der Bursche heißt, mit 50,000 „deutschen Brüdern“ das Land besetzt, euch sammt eurer Begeisterung mit Schimpf und Schande nach Hauke schießt und mit den Dänen bankettirt und jubilirt?“ So das Schreibervolk, welche so ungeheure Courage bei Knackwürsten und hairisch Bier entwickelt und das Blut verspricht bei Rothwein, falls der Gelbbeutel es gestattet. Noch ist glücklicher Weise das deutsche Volk nicht präparirt, um unter die Geißel solcher Leute zu kommen; es wäre auch das größte Unglück. — Uebrigens wächst der dänische Uebermuth.

Von dem dänischen General de Meza, der entlassen, aber nun wieder zu Ehren gekommen, wissen die Holsteiner viele drollige Geschichten zu erzählen. So schreibt die Schlesm. Holst. Ztg.: „Der Ober-General der dänischen Armee ist ein origineller Sonderling. Zu Lebzeiten seiner Frau, welche den einen Flügel seiner Wohnung in Flensburg bewohnte, während er selbst sich gänzlich im anderen eingerichtet hatte, war von ihm eine seinem Scharsinne Ehre machende Einrichtung getroffen. Sobald er sich veranlaßt fand, der Generalin in ihrem Appartement einen Besuch abzustatten, warf er von seinem Zimmer aus zur Anmeldung seines Kommens einen großen Ball mit aller Gewalt gegen ihre Thür, worauf diese sofort eiligst geöffnet wurde und de Meza wie ein vom Bogen losgeschnellter Pfeil durch die geöffnete Thür hindurch fuhr, auf diese Weise den Zug beim Öffnen der Thürflügel gänzlich, wie auch die Luftströmung im Corridor möglichst vermeidend. — Eine zweite harmlose Eigenthümlichkeit des Generals ist seine leidenschaftliche Liebe zur Musik. Leider verleitet ihn diese Schwärmerei, selbst zu componiren und dann seinem Musikcorps die schwere Aufgabe aufzuladen, diese taum spielbaren Compositionen tant bien que mal zu executiren, was für diese armen Leute keine geringe Tortur ist. Bekannt ist in Flensburg sein kleiner Krieg mit der lieben Straßenjugend. Diese Rangen hatten bald in Erfahrung gebracht, daß seinem musikalischen Ohre ihr gelegentliches Pfeifen ein Greuel sei, und die natürliche Folge dieser Entdeckung war, daß, sobald der General ausritt, von allen Seiten das Pfeifen der Jugend ihn umtönte. Der Befehl an seinen ihn begleitenden Diener, sofort vom Pferde zu steigen und die Malesicanten mit der Reitgerte tüchtig abzuprügeln, hatte, indem die Rote Korah rasch nach allen Winden stob, keineswegs das gewünschte Re-

lustat, wie denn auch eigenhändig von dem General versuchte Correctionen dieser Art nichts fruchteten. Erst als eine gegenläufige Ermüdung eingetreten war, ging dieser merkwürdige Krieg zu Ende.“

Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem Kriegsschauplatz in Schleswig scheint der Feldmarschall v. Gablenz und über ihn und die österreichischen Truppen schreibt sehr anerkennend die Schlesw.-Holst.-Ztg.: „In den österreichischen Truppen waltet ein eigenthümlich rastloses, vorwärtsstrebendes und leichtes Element. Die Geringschätzung, mit der sie von den größten Schwierigkeiten sprechen, könnte fast für Renommage gelten, wenn sie nicht ihren oft mit Tollkühnheit verbundenen Muth, wie auch ihre Ausdauer bei Sell und Teversee bereits in genügendem Maße bewiesen hätten. Ihr Geist ist ein wahrhaft ausgezeichnete zu nennen. Das Corps, so verschieden die Völkerstämme auch sein mögen, ist zu einem solchen Ganzen geeinigt und von solchem Geiste besetzt, daß man demselben wohl die schwierigsten Leistungen und die größte Aufopferungsfähigkeit zutrauen kann. Sehr viel zu diesem kriegerischen Geiste trägt die Persönlichkeit ihres Führers, Feldmarschall v. Gablenz, bei. Fest gewurzelt ist in Allen ihm gegenüber eine wirkliche Verehrung, das unerschütterteste Vertrauen, welches sein ideal-soldatisches Wesen, verbunden mit hohen militärischen Fähigkeiten und Talent, wie auch die Liebe und Achtung für ihn als Mensch hervorrufen. Das der österreichischen Armee eigenthümliche kameradschaftliche Verhältniß im Offizier-Corps, wenn auch aus weit verschiedenerelementen zusammengesetzt, als bei allen andern Armeen, selbst die französische mit eingerechnet, bildet eine enge Kette, um diesen Geist selbst auf die tieferliegenden Nationalitäten zu übertragen, die dann gerade in ihrer Naturmüchigkeit unverdrossen darauf losstürmen, fest auf ihren Plätzen ausharren, und auch die größten Anstrengungen und Entbehrungen ertragen.“

Einem Privatbriefe aus New-York vom 15. Januar entnehmen wir folgende Stelle: „Nach unseren Zeitungen sieht es in Deutschland wegen Schleswig-Holstein sehr kriegerisch aus. Gott möge Euch vor diesem Unglück bewahren. Was Krieg bedeutet, das sehen wir leider täglich: Junge arme Helden mit leer herabhängenden Aermeln, mit Krücken statt der Füße und was hier am traurigsten, ohne irgend eine Belohnung für ihre Aufopferung. Man ehrt keinen braven Soldaten. Die Zeitungsläser sitzen oder liegen vielmehr in den Cafés, verschlingen beinahe die Blätter, sprechen von den ersochtenen Siegen und wissen die tapfern Soldaten nicht genug zu loben. Da hint ein Soldat herein, blutjung mit abgeschossenem Bein und verbundenem Kopf, mit zerrissener Kleidung bei grimmiger Kälte am Tage von New Year. Die Conversation verstummt, die reichen Kaufherren stieren in ihre Zeitungen, keiner, auch keiner giebt dem Helden mit bittendem Blick einen Cent. Dieses habe ich selbst gesehen. Ich bin zwar nicht reich, wie diese Kaufherren, aber diesem Manne mußte ich geben, ich konnte ihn nicht ganz ohne Gabe gekränkt scheiden sehen und meinem Beispiel folgten noch einige Damen. Er ging. Ein alter Yankee legt aus seiner Zeitung. Die Conversation beginnt von Neuem,

man hält sich über die unverächtliche Belästigung auf, man macht den Soldaten zum Gauner und hat kein Erbarmen, kein gutes Wort für ihn. Plötzlich hat ein anderer Yankee wieder eine interessante Nachricht gefunden. Die Südländer sind von unseren Soldaten in ihren Befestigungen angegriffen worden. Die Unseren haben gesiegt, aber mit entsetzlichem Verlust. Sieg! Sieg! Der ganze Kaufmannstrost giebt laute Hoch's auf die braven Soldaten. Ich könnte viel derartige Beispiele schreiben. Der Enthusiasmus ist hier eine Lüge, der Krieg ein Geschäft.“

Einen weitem Beitrag zu den Zuständen Amerika's liefern die Betrügereien der amerikanischen Militärbearbeiter. Als Beispiel möge das folgende Stückchen dienen: „Bei Washington befindet sich ein großes Pferde depot, in dem gewöhnlich 5—6000 Stück stehen. Von hier aus wird die Cavallerie und Artillerie remontirt — erstere braucht durchschnittlich sechs Pferde auf den Mann und das Jahr — hierher werden auch die kranken und abgetriebenen, aber noch nicht ganz untauglichen Pferde zur Kur und Auffütterung gebracht. Eine ordentliche Controle über Ab- und Zugang wurde nicht geführt, und daher war es schon lange ein öffentliches Geheimniß, daß einige Offiziere ein glänzendes Geschäft machten, indem sie Pferde einzeln und rudelweise verkauften. Endlich wurde diese Transaktion doch zu öffentlich betrieben, so daß der Kriegs-Sekretär sich genöthigt sah, eine Untersuchungs-Commission zu ernennen. Nun war guter Rath theuer, aber ein „smarter“ Yankee (unser „ein richtiger Junge“) weiß stets einen Ausweg. Eine schöne Nacht entstand im Pferdelerger eine Panik, sämtliche Kasse, angeblich 5000, brachen aus und stürzten in wilder Flucht nach der Potomacbrücke. Die hier stationirte Wache versuchte vergebens, sie aufzuhalten; sie brachen durch, wobei aber viele in den Fluß gedrängt wurden und in den Fluthen umkamen. 1200 Pferde sollen angeblich im Potomac ertrunken sein. Natürlich befinden sich unter dieser Zahl auch die vorher verkauften. Mit den armen Kreaturen war auch die ganze Untersuchungs-Commission in's Wasser gefallen. Der Amerikaner lacht über solche Gaunereien und verdammt nur denjenigen, der so dumm war, sich fangen zu lassen.“

In San Domingo, wo die Eingebornen gegen die Spanier aufgestanden, haben die letztern zwar gesiegt; viele Tausend Soldaten liegen aber am gelben Fieber nieder.

In Mexiko fortwährend Wachsthum der französischen Macht und die besten Aussichten auf eine geordnete Regierung unter Maximilian von Oesterreich, der nahe daran ist, das Regiment zu übernehmen.

Behandlung der „freien Neger“ in Nordamerika.

(Schluß.)

Die gesellschaftliche Stellung der freien Farbigen in den freien Staaten ist nicht minder ein wunder Fleck in den vereinigten Staaten, als die Sklavenfrage selbst. Leicht kann die Lösung dieser Frage verhängnißvoll werden für die Union.

Auch solche Blätter, welche in ihren politischen Anschauungen ganz auf Seite der Union stehen und den Südstaaten jedes Recht absprechen, können sich der tatsächlichen Wahrheit in der Sklavenfrage nicht verschließen. So bringt die „Edin. Ztg.“ in einem Feuilleton von F. A. Strubberg, der durch seine unter dem Namen Armand veröffentlichten Schriften sich den Ruf eines gründlichen Kenners amerikanischer Zustände erworben hat, folgende Episode:

Edward schritt mit dem Kapitän durch das Gedränge, welches manchmal so dicht wurde, daß sie Minuten lang auf eine Stelle gefesselt wurden, denn niemand wollte von dem Trottoir abtreten; nur die Neger sprangen bei solchen Gelegenheiten demüthig zur Seite auf das Pflaster der Straße und bekamen von den Weißen auch wohl noch einen Stockhieb oder einen Fußtritt mit auf den Weg.

„Ich glaube, hier in New-York sei die Sklaverei abgeschafft!“ fragte Edward bei einem solchen Vorfalle den Kapitän.

„Das heißt, hier gehört der Schwarze nicht wie im Süden einem Herrn als Eigenthum an, hier ist er der verachtete Sklave jedermanns. Im Süden hat der Neger einen Schutz, eine Sicherstellung in seinem Herrn, wer dem Sklaven zu nahe kommt, tritt auch dessen Eigenthümer in den Weg; hier findet der Neger nirgends Schutz, hier wird er von jedem mißhandelt,“ entgegnete der Kapitän in dem Augenblicke, als in einiger Entfernung ein einspänniger, leerer Güterkarren herangefahren kam, auf welchem ein Neger stand und das Pferd lenkte. Das eine Rad des schweren Karrens lief auf einen großen, in der Straße liegenden Stein und die dadurch verursachte heftige Erschütterung stürzte den Schwarzen seitwärts über den rechten Baum des Karrens vor das Rad, während er mit dem Fuße zwischen den Brettern auf demselben hängen blieb. Das feurige, kräftige Pferd scheute, sprang zur Seite und bäumte sich hoch, während der Neger kläglich um Hilferief und sich an den Baum festklammerte, um nicht gegen das eisenbeschlagene Rad zu sinken. Keiner jedoch von den vielen hundert weißen Männern auf den Trottoirs kam dem armen Schwarzen zu Hilfe; statt dessen erhob sich ein wilder, lauter Jubel, unter donnernden Hurrah's wurden Hüte und Tücher geschwenkt, um das Pferd davon zu jagen, und Steine und Steine flogen auf das scheu gewordene Thier. Da brach es in wildem Galopp los, daß der schwere Karren wie ein leichtes Spielzeug hinter ihm herflog. Das Nothgeschrei des unglücklichen Negers wurde immer schrecklicher und der Jubel und die Hurrah's auf den Trottoirs immer stürmischer. Edward rannte dem heranstürmenden Thiere entgegen, es wollte vor ihm ausweichen, er aber griff nach dem fliegenden Zügel, sprang vor dem Karren zur Seite und brachte durch wiederholtes kräftiges Reißen an dem Leibriemen den günstigsten Gaul zum Stehen. Der Kapitän war auch herzugeeilt, hob den Neger auf den Karren und befreite dessen Fuß schnell aus den Brettern. Mit bebenden Rippen stammelte der Unglückliche den Rettern seinen Dank, küßte beiden die Hände und ergriff dann die Zügel wieder, um nun sitzend seine Fahrt fortzusetzen, während aus der Volksmenge laute Verwünschungen und Flüche gegen die „damned foreigners“ (die verdammten Fremden) hörbar wurden. Edward sah mit wildfunkelnden Blicken verächtlich in die Menge; doch der

Kapitän ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort, indem er sagte: „Kommen Sie; sehen Sie sich nicht um, wenn wir Widerstand zeigen, so sind wir verloren!“

In die nächste Seitenstraße bog er ein, um aus der Nähe der Leute zu kommen, die sie um 'ein Vergnügen gebracht, auf welches sich dieselben so sehr gefreut hatten, nämlich: den armen Neger rädern zu sehen, den das Geseß mit ihnen auf gleiche Stufe stellte.

„Das ist ja eine herzlose Unmenschlichkeit, wie ich sie noch nie im Leben sah!“ sagte Edward im eiligen Fortschreiten zu dem Kapitän.

„So ist es, und wie brüsten sich diese Nordländer mit ihrem edlen Streben für die Aufhebung der Sklaverei im Süden, während sie ihre befreiten Farbigen wie Thiere behandeln und jede Gemeinschaft, jede Annäherung an sie als etwas unerhörtes, etwas unnatürliches, ihrer Menschenwürde widerstrebendes betrachten! Solche Auftritte können Sie alle Tage erleben, und wenn Sie erst einige Zeit hier gewesen sind, so wird Ihnen manches anders erscheinen, als Sie es sich gedacht haben,“ entgegnete der Kapitän und wandte sich mit Edward hin und her auf dem Trottoir, welches in dieser Straße gleichfalls dicht mit Menschen angefüllt war.

Schule der Weisheit.

[Schrecklicher Tod des Sünders.] Der berühmte Abt und Domherr Alexander Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingfürst erzählt uns in seinem Werke: „Eichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Priesterleben“ folgende erschütternde Scene aus dem Leben eines ausgezeichneten Jünglings, der an seiner Seligkeit und seinem Heile verzweifelte. „Als ich zu B. als geistlicher Rath angestellt war,“ so lauten im Auszuge die Worte des Erzählers, „und daselbst auch den Verrichtungen der Seelsorge oblag, trug es sich im Jahre 1819 zu, daß A. zu Wien, den ich früher auf öffentlichen Promenaden und in Vereinen kennen gelernt hatte, an den Folgen seiner Ausschweifungen mit Lungen sucht und Abzehrung behaftet rettungslos auf das Krankbett geworfen wurde. So gefährlich auch sein Zustand, so wollte er doch von einem Geistlichen durchaus nichts wissen. Nur hin und wieder that er die Aeußerung: „Dem Hohenlohe bin ich gut, und könnte zu ihm Vertrauen haben! — Vielleicht würde Hohenlohe durch einen Besuch etwas ausrichten.“ — Ich brachte dies alsbald in Erfahrung und unterzog mich mit Freuden einem Besuche, von dem ich das Beste hoffte; allein, wie täuschte ich mich! Beim ersten Besuche ging es noch gut, ich äußerte ihm meine herzliche Theilnahme, sprach mancherlei über seine kränklichen Umstände u. s. f. Als ich ihn verließ, eröffnete er mir den Wunsch, es würde ihn freuen, wenn ich ihm zuweilen ein Stündchen schenken möchte, wo wir vertraulich plaudern könnten. Ich versprach es ihm und ging. . . Nachdem ich ihn auf solche Weise bereits zum dritten Male besucht hatte, und ihn gerade schwach und schlecht fand, äußerte er sich, auf seine zwei Pistolen über dem Bette hinblickend: „Wenn das Ding noch lange fortgeht, so werde ich der Sache ein schnelles Ende machen.“ — „Nicht doch, lieber A.,“ sprach

ich, „das kann nicht Ihre ernstliche Willensmeinung sein; ich halte Sie für zu edel, als daß Sie einer solchen Schwäche je fähig sein könnten. Ausdauern im Unglück ist groß und edel, und lohnt sich hier und dort. . . Warum denn nicht zur Religion seine Zuflucht nehmen, die eine so milde, so liebevolle Trösterin in allen Lagen und Leiden des Lebens ist?“ — „Freund!“ erwiderte er, „das ist für mich zu spät! Als ich noch ein Knabe war, da wurde der Katechismus mir mit Schlägen eingebläut; in späteren Jahren vergaß ich das Erlernte allzuleicht, und im Gewühle des Lebens mochte und wollte ich der Religion nicht gedenken.“ — „Glauben Sie mir,“ antwortete ich hierauf, „je mehr Sie von ihr sich entfernten, um so näher will sie sich an Ihr trostbedürftiges Herz legen; denn ich kenne Einen, der das liebevolle Wort nicht minder von Ihnen, als von uns Allen sprach: „Ich bin gekommen, zu suchen, was verloren war!“ — „Nieber fürst!“ sagte er, „ich danke Ihnen für Ihr Wohlmeinen: doch lassen wir das! es ist zu spät. Ist etwas, so steht's nicht gut mit mir, ist nichts, warum mir Grillen in den Kopf setzen, die dann doch zu nichts führen?“ Somit schloß sich für diesmal unsere Unterredung; ich schied bekümmerten Herzens von ihm. Nach acht Tagen trat ich wieder zu seinem Krankenbette; ich fand ihn munter und heiter. Darum glaubte ich diesen Augenblick benützen zu müssen, um ihn mit einem innigen Vertrauen auf Gottes unendliche Erbarmungen zu erfüllen. Ich öffnete vor ihm mein ganzes Herz und sprach mit Liebe und Wärme, doch umsonst. — „Mich macht das unruhig,“ erwiderte er; „lassen Sie mich in meiner gewohnten Art und Weise zu denken! Mir ist alles zu spät.“ — „Alles umsonst. . . Nach zwei Tagen kam sein Arzt zu mir und erklärte, die Krankheit habe eine schnelle, üble Wendung genommen, und er könne mit jedem Tage auslöschchen. — Nie werde ich dieses Tages vergessen. Es war Faschingsonntag. Als ich eben in sein Zimmer trat, sah er bei seinem kleinen Tischchen ganz angezogen und mürrisch da und verzehrte seine Speisen mit einer Gier, die bei solchen Krankheiten sichere Anzeichen des nahen Todes sind. „Wie geht's Ihnen, lieber A.“ — „Gut,“ war seine kurze Antwort. — Ich: „Das finde ich eben nicht; Sie sehen übel aus.“ — Er (in den Spiegel blickend): „Nah, ich habe ja rothe Röthen auf den Backen; wird schon besser werden, und diesen Sommer werde ich mich in Karlsbad ganz herstellen!“ — „Ich wünsche es von Herzen; aber ich muß Ihnen gestehen, ich fürchte das Gegentheil. Unrichtig gesagt, ihre Lage ist bedenklich, es wäre sehr zu wünschen, daß Sie auf die Ankunft des Herrn sich bereiteten, Ihre Kampfen mit Del füllten und sich reuig in die Arme Ihres erbarmenden Gottes werfen möchten, der ja den Tod des Sünders nicht will, sondern, daß er sich bessere und lebe! Theurer A.! Ich bitte, ich beschwöre Sie, widerrufen Sie doch nicht mit solcher Verbärtung der Gnade, die sich Ihnen naht! Denn auch Gottes Langmuth hat ihre Grenzen und wenn seine Erbarmung nicht angenommen wird, muß seine Gerechtigkeit Platz greifen.“ . . . In Wuth gerathend, schrie er: „Packen Sie sich zum Teufel und lassen Sie mich in Ruhe! Soll ich krepiren, nun so will ich krepiren; von Pfaffereien will ich nichts wissen.“ — „Gut, ich werde gehen,“ sprach ich; „doch will ich zuvor noch meine Schuldigkeit thun und — für Sie beten.“ Nach kurzem Gebet sprach

ich zu ihm: „Leben Sie wohl; vor Gottes Gericht sehen wir uns wieder!“ Dies war mein letztes Wort. Ich sah ihn auch nicht wieder; denn um 4 Uhr Nachmittags, einen Fluch ausstoßend, überfiel ihn der Blutsturz und stehend fiel er todt zusammen.

Die Höhle von Motier.

(Fortsetzung und Schluß.)

Henri drang den beiden Schwestern ein Stück Brod auf, das er aus seiner Reisetasche hervorlangte und bot den Herren einen Schluck Wein aus seiner Jagdtasche. Dan nahm man Abschied von mir. Welch herbes Scheiden! Hat es je bekümmertere Herzen gegeben? „Gott mit Dir!“ rief Henri und preßte mich heftig an sich; Lucie schluchzte laut; ich suchte sie über mein und ihr Schicksal etwas zu trösten. Antonie lag halb bewußtlos in Henri's Armen. Die Anderen waren schon viele Schritte voraus; ich hörte noch das schwindende Verhallen ihrer flüchtigen Tritte; dann war alles still und ich allein in der gräßlichen Einsamkeit, deren Entsetzen jedoch meine Seele, noch betäubt von dieser Abschiedsscene, Anfangs nicht fühlte. „Dein Antonie, in Leben und Tod!“ rief ich begeistert in die Tiefe der Höhle hinein — und „Tod“ rief mir ein grauenvolles Echo nach. Dabei aber wählte ich noch einen schrillenden Ton von der Seite des Leiches her zu vernehmen und, was den größten Schrecken mir gab, auch der Bär stieß ein neues Geheul aus und kam wiederum an das verrammelte Loch; ich schloß zu meinem Troste hierauf, daß das Thier, wie es schien, keinen anderen Weg zu mir wisse. Die wilde Bestie raste auf's Neue, aber vergebens; die Felsblöcke waren zu schwer und fest in einander gezwängt. Die erste Stunde ging vorüber; ich war auf meine Kniee gesunken und flehte zu Gott dem Allmächtigen, daß er die Flucht meiner Gefährten glücken lassen möge. Hoffnung und Verzweiflung, Jubel und Entsetzen wogten in meiner Brust verzehrend durch einander.

Meine Uhr zeigte neun Uhr Abends. Lange hatte mein gespanntes Ohr nichts mehr vernommen, als das ewige, einförmige Tröpfeln der Wasser, einzig unterbrochen durch das Herabfallen zerbröckelten Gesteines. Ich schöpfte Hoffnung zum Entzinnen, that einen herzhaften Schluck aus dem Weinsfläschchen, das man mir gelassen, klebte meine Kerze auf einen Stein und wälzte den ersten der Blöcke vor dem Loche weg. Ich horchte. Schweigen des Todes herrschte. Ich machte mich an den zweiten. Plötzlich aber hörte ich das Anthier mit wüthendem Gebrüll neu heranzusen. Voll Verzweiflung legte ich mit wahrer Riesenkraft den Quader wieder an. Es stieß ein Wuthgebrüll aus, klemmte seine Schnauze in die Spalte, daß sie blutete, und schaute mit seinen röthlichen Augen mordgierig mich an, während es mit der Zage die Blöcke betragte. Als es jedoch wahrnahm, daß es hier durchaus nicht durchbrechen könne, stürzte es wuthschraubend zurück. Wie der Blitz fiel mir der Gedanke bei, daß solcher Grimm des Thieres vielleicht eher dem hier versperrten Durchgang gelten könne, als bloße Mordbegier, und daß die Angst von einer verfolgenden Jägerfahar es vielleicht zu solcher Wuth stachele. Allein kaum war diese schwache Hoffnung in mir ausgeleuchtet, als meines Ohres Lauschen auf ein fernes,

dumpfdonnerndes Getöse von fallenden Felsstücken gelenkt wurde. Der Bär hatte in einem Seitengange eine Ausflucht gefunden und durch die Kraft seiner Vorbereitungen aus einem andern versperrtem Höhlenspalt die Felsstücke herauszubringen vermocht und brummte nun plötzlich aus dem Abgrunde vor mir zur Seite dermaßen gräßlich herauf, daß mir die Haare zu Berge standen. Ich gab mich verloren. Sollte ich vorn die Blöcke wegräumen und fliehen? Dazu war keine Zeit mehr, denn das Unthier nahte hörbar. Sollte ich zum Leiche hin den Andern nachfliehen? Das schien mir noch mehr erfolglos. Voll Verzweiflung stürzte ich mit meiner Kerze zum Abgrund hin.

Der Fichtschein fiel gerade auf das mordgrinsende zottige Unthier, welches mit großer Geschicklichkeit die stufenförmige Felswand hinaufkletterte. Instinktmäßig sagte ich nach dem ersten besten Felsstück, das vor mir lag, und schmetterte dasselbe dem Thiere mit solcher Gewalt auf den Schädel, daß es heulend wieder zurücktaumelte in die Tiefe hinab. Schnell klemmte ich mein bereits zu einem Stümpfchen herabgeschmolzenes Licht in einen Steinspalt, eß in demselben Augenblick meinen seidnen Rock vom Leibe und mit einem Ruck in zwei Hälften, zündete die eine an und warf dieselbe hell aufgefammt in die Tiefe hinab. Beim Scheine der Flamme sah ich, wie der Bär einen gewaltigen Satz rückwärts nahm in die Finsterniß und hatte zugleich den Trost zu entdecken, daß der Abgrund in der Tiefe fast senkrecht hinabschoß und kaum die Möglichkeit eines neuen hinaufklimmens darbot. Doch raffte ich mit fast übermenschlicher Anstrengung und Schnelligkeit eine Anzahl von Felsstücken zusammen, mit der Vorsicht, jedesmal von dreien den dritten hinabrollen zu lassen, um für die nächste Minute vor Ueberfall sicher zu sein. Ein fürchterliches Geheul verrieth mir, daß einer der wuchsvollen Würfe die herausklimmende Bestie wieder hinunter geworfen haben mußte. In dem Augenblick aber schlug auch fernes Hundegebell und lautes hallo h an mein entzücktes Ohr. War auch meine Lage noch erschrecklich genug; ich war entschlossen, meinen Posten hier todesmuthig zu vertheidigen.

Und ohne daß ich selbst es wußte, war mein Sieg erstritten. Das Hinterbein des Bären war zerschmettert. Die Reute der Rüben hatte den Durchgang ausgewittert und sich mit wilder Raserei über die tobende Bestie unten gestürzt. Ein Feuerbrand, den ich hinabwarf, beleuchtete den schauervollen Todeskampf. Inzwischen waren die Jäger den Hunden mit Fackeln nachgedrungen, starrten mit einem gellenden Schrei zu meinem Lichte hinauf und zu meiner Erscheinung hin, der in weißen Beinkleidern und im Hemde, mit marmorbleichem Antlitz und mit sträubenden Haaren, gleich einem Nachtgespenste, da oben stand. „Gott sei gelobt!“ rief ich da hinab, „ich bin gerettet.“ Da erbebten die Gewölbe, ein Büchschenschuß war gefallen und Victoriaruf hallte wiederholentlich nach. Schnell hatte ich jene Blöcke im Felspalt weggeräumt, froh durch den Engpaß und tappte mit dem schon erlöschenden Lichte in der Hand vorwärts, um die bekannte Oeffnung zum Abgrunde zu ermitteln. Ein hervorbrechender Fackelglanz wies mir alsbald die Richtung und über ein Chaos von Blöcken taumelnd, stand ich vor den Erstaunten. Alles drückte mir voll Mitleid und Freude die Hände: denn mein Geschick war augenblicklich zu begreifen. Ich be-

richtete nun unseren ganzen Unglücksfall. Ausdrufungen des Staunens und Schreckens antworteten mir.

„Mein Gott! unserm Henri und den Mädchen nach!“ riefen hastig zwei der Jäger, Henri's gute Bekannte. Auch andere noch erboten sich zur Begleitung. Ich selbst fühlte mich von neuer Thatkraft befeelt. Einer der Jäger warf mir seinen Jägerrock um, denn die Nachtluft war kalt geworden. Der Bär wurde hervorgeschießt; ein zerfleischter Hund mußte ihm noch aus dem Rachen gerissen werden. Die Hälfte der Beute wurde mir zuerkannt.

Wir fünf krochen nun ungesäumt, mit Stricken, Stangen und Fackeln versehen, durch den Engpaß zurück, durchwateten die Höhle des ersten Leiches und kamen zu einem zweiten, wo der einzig mögliche Pfad links auf einem steilen und schlüpfrigen Gestein hinabführte.

„Herr Gott,“ rief ein Jäger, „das war ein schwerer Weg für Frauenzimmer.“

„Mein Gott!“ rief ein zweiter, „da muß eines der Mädchen hinuntergeglitten sein, — die Fußspur ist schmal.“

Wir erstarre das Blut in den Adern.

„Sondire mit der Stange!“ rief ihm der Andere zu.

Das Wasser war keine vier Fuß tief; Leben kam wieder in mich.

„Und sieh dort!“ fügte der erste Jäger hinzu, „fünf Schritte weiter, wo der Abhang hinabgeht, ist das Mädchen wieder hinauszogen worden; das zeigt deutlich der Wasserfleck auf dem gelben Gestein, der vom nassen Gewande herrührt. Dort auch werden die Trittsuren häufiger und deuten uns an, daß die Gesellschaft hier länger verweilt hat.“

Wir stiegen nun wieder einen Abhang empor und traten in ein weites Gewölbe, das sich in zwei Ausgänge abzweigte. Der zur rechten Hand hatte zwiefache Trittsuren, der zur Linken aber drei, darunter eine naß. Es hieß daher: „links vorwärts!“ Kaum hundert Schritte weiter, so kam man in eine Felsenge, durch die man auf Händen und Füßen durchkriechen und endlich steil hinabrutschen mußte. „Arme Antonie! arme Lucie!“ rief ich.

„Der Windzug wird stärker!“ bemerkte ein Jäger; „wir nahen sicher dem Ausgange!“

„O Gott, o Gott!“ schrie eine ferne weibliche Stimme, „der Bär, der Bär!“

„Antonie! Henri!“ rief ich aus entzückter Brust und der Zuruf wurde jubelnd beantwortet. Da saßen die Armen auf einem schmalen Felsvorsprunge am Ausgange der Höhle und wollten den Tag erwarten zum weiteren Herabklettern. Ihre Kerzen waren längst erloschen. Wir fielen einander stürmisch um den Hals, auch Biot mir. Antonie's Kleid war noch der Verräther ihres Unfalls und die Aermste durch und durch naß und vor Frost zitternd, während Fieberschauer sie durchrieselten. In meinen Armen trug ich sie weiter bis zu einer nahen Alphütte, von wo Hirten sie auf einer schnell geflochtenen Tragbahre, in duftende Kräuter gebettet, das Gebirge hinab nach Hause tragen. Das Gerücht von unserem Unglücke war schon vorausgegangen. Das ganze Dorf lief zusammen. Antonie und Lucie wurden geküßt und umarmt und ihre Freundinnen schluchzten laut herum, als sie wahrnahmen, wie Antonie sich

verändert hatte. Regungs- und wortlos saß sie da, bis der Arzt kam und sie zu Bett brachte. Mein Auge hing an seiner Miene; als ich ihn auf die Seite nahm, sagte er: „Ein Nervenfieber rüttelt am Innersten ihres Lebens. Der erlebte Schreck und die Sorge um Sie, die Lebensgefahr im Wasser, Frost und Zugwind haben ihren zarten Nervenbau zu gewaltig angegriffen, ja zerstört.“

Lassen Sie mich schweigen von meinem Verlust! Henri begleitete aus zarter Theilnahme und wahrer Bruderliebe mich zurück in meine Heimath und trennte sich von mir erst nach vielen Wochen. Ich suchte Trost in meinem Berufe, in meiner Kunst, die des Herrlichen so viel in sich schließt. Viele Jahren sind seit jener Schreckenszeit vergangen; — aber der Schmerz in meiner Brust um meine Braut, — ich trage ihn mit mir fort in das Grab.“

Der Maler lehnte sich in die Bank zurück, mit der Hand die beschränkten Augen verdeckend, und weinte wie ein Kind. Ein schweigendes, tiefes Mitgefühl herrschte unter den Reisegefährten und die Damen konnten vor Wehmuth und Schluchzen nicht sprechen.

„Angespannt Ihre Gnaden?“ fragte der Postillon, der inzwischen sich eingestellt hatte. „Alles ist zur Abreise fertig.“

Und unter aufheiternden Gesprächen setzten die Freunde ihre Reise fort.

Bermischte Nachrichten.

Breslau. Die Breslauer Zeitung vom 24. d. Mts. und andere Blätter bringen die Nachricht, daß die 300 katholischen Studenten der hiesigen Universität eine Versammlung abhalten und eine Petition wegen Einrichtung eines katholischen akademischen Gottesdienstes berathen wollen. Welche Absicht mag wohl der unrichtigen Angabe der Zahl der katholischen Studenten unterliegen? Ist's wohl das alte Manöver, die Katholiken überall in geringerer Zahl erscheinen zu lassen, als ihrer in der That vorhanden sind? Sollten die gedachten Tagesblätter indeß wirklich mit der Confessionszugehörigkeit der hiesigen Studenten nicht bekannt sein, so wollen wir ihre statistischen Kenntnisse durch die Mittheilung bereichern, daß von den nach dem letzten amtlichen Verzeichnisse vorhandenen 889 Studenten die Hälfte Katholiken, einige über 350 Protestanten und der zehnte Theil Juden sind.

Frankenstein. Das Kreisblatt berichtet: Den 2. d. Mts. wurde hier eine Frauenperson verhaftet, die sich unter dem Namen „Schwester Beatrix vom guten Hirten“ und in der Kleidung dieses Ordens bei den barmherzigen Schwestern in der städtischen Krankenanstalt eingeführt und unter denselben Lügen in den lehtvergangenen Tagen auf mehreren Pfarrhöfen Herberge gefunden hatte. Bei ihrer Revision fanden sich Kleidungsstücke vor, die sie den barmherzigen Schwestern gestohlen hatte. Sie ist der Staatsanwaltschaft übergeben worden. Da neuerdings an verschiedenen Orten über Gaunerei unter dem Vorwand von Sammlungen für gute Zwecke geklagt wird, so möge Jeder nöthige Vorsicht gegen Pöllererei anwenden.

Worms, 17. Febr. Ein „schauerhaftes Verbrechen,“ grü-

ßer als die Vorzeit ein solches aufzuweisen hat, bildet dermalen in unserer Stadt das Gespräch des Tages. Daß der katholische Pfarrer Dr. Voß in Alzey dem daselbst verstorbenen Freimaurer und Lichtfreunde Klein das kirchliche Begräbniß verweigert, verkünden Zeitungen und Plakate an den Straßenecken von Worms. In diesen Maueranschlägen wird nicht nur Pfarrer Voß, sondern auch der Bischof von Mainz für das begangene „Majestätsverbrechen an der Freimaurerei“ verantwortlich gemacht und demgemäß auch gehörig verurtheilt; dagegen kann man nicht umhin, dem protestantischen Pastor Bennig Hof, der am Grabe des „Verklärten“ eine ergreifende Trauerrede gehalten habe, (hoffentlich doch wohl nur im Frack und Cylinder), außerordentliches Lob zu spenden. Die Art kann sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß die katholische Kirche am Grabe keine Komödie spielen und den Leuten nicht was weiß machen will. Wer unkatholisch lebt und stirbt, zumal wenn er noch zum Ueberfluß einer excommunicirten Gesellschaft angehört, hat kein Recht auf die Ehren und Segnungen, welche die Kirche treuen Glaubenskindern zu Theil werden läßt.

London. (Zur Ehestandsstatistik.) Im letzten Jahr sind in der Stadt London 1132 Frauen ihren Männern und 2848 Männer ihren Frauen entlaufen. 4175 Ehescheidungen wurden gesetzlich in London vollzogen. 17,345 Ehepaare leben in offenen feindseligen Verhältnissen; 13,340 können nicht mit einander übereinstimmen und harmoniren; 55,175 leben in gegenseitiger Mißachtung und Gleichgiltigkeit mit einander dahin; 3175 sind dem Anschein nach zufrieden und glücklich; 127 sind halbgücklich und 13 Ehepaare sind ganz vollständig glücklich, soweit dies im Ehestand möglich ist.

Neapel. Die Allg. Ztg. schreibt: Auf allen Plätzen verkauft man hier ein Manifest, betitelt „La Morte di Maria Sofia, Ex-Regina di Napoli,“ der Tod von Maria Sophia, Ex-Königin von Neapel. Es läßt sich aus diesem erdichteten Schandblatt nichts mittheilen, denn die Bestialität einer gewissen Klasse piemontesischer Agenten offenbart sich aufs ekelhafteste darin.

Anstellungen und Beförderungen.

Im geistlichen Stande.

Den 10. Febr. Kapl. Hein in Lindewiese als solcher zu St. Hedwig in Berlin. — Kapl. Bernh. v. Schallscha in Dhlau als solcher an das Hedwigsstift in Breslau. — Den 18. Febr. Kapl. Otto Elias in Rauden D/S. als solcher nach Zembowig. — Kreis-Vicar Karl Vorstke in Loslau als Lokalist nach Zabelkau. — Den 23. Febr. Kreis-Vicar Ludwig Michniok in Czarnowanz als Pfarr-Adm. nach Szczepzpf.

Im Schulsstande.

Den 17. Febr. Lehrer Jos. Armann in Brandenburg a/S. als Schullehrer, Organist u. Küster nach Birkenbrück, Kr. Buns-lau. — Advs. Joh. Spyra in Panewitz als solcher nach Tichau, Kr. Pleß. — Advs. Jos. Sabier in Friedersdorf als solcher nach Deutsch-Müllmen, Kr. Neustadt. — Advs. Alex. Kramolowski in Deutsch-Müllmen als solcher nach Friedersdorf, Kr. Neustadt. — Den 19. Febr. Der feitherrige provis. Lehrer Jos. Bürgel in Prieibus als wirklicher Lehrer daselbst. — Advs. Jos. Rinke in Lubom als Lehrer nach Ratibor. — Den 22. Febr. Schulamts-Cand. Heinrich Seltmann in Schlogwitz als Advs. nach Steinau D/S.

Todesfälle.

Den 10. Febr. starb der Schullehrer Jos. Peska in Antonia

im Alter von 41 Jahren an Lungenentzündung. — Den 14. Febr. starben: der Lehrer u. Kantor Ferd. Scholz in Maimwaldau im Alter von 56 Jahren an Leberverhärtung; — der Advo. Joh. Kwocjalla an Blutsturz. R. i. p.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Agnes Horstig, Hr. Fabrikdirigent G. Ve-

ling, Rosenthal; Frä. Clara Ruff, Hr. Gustav Drescher, Berlin; Frä. Olga Weisler, Hr. B. Freund, Breslau; Frä. Minne Schneider, Hr. Buchdruckereibes. H. Voll, Zauer.
Gestorben. Weinkauff. Traube, Ratibor; Rektor Dr. Matusch, Breslau; Crefutor Samieff, Poln.-Wartenberg; Cle- ricus P. Michalte, Posen; Kfm. C. F. Vorcke, Breslau; Kgl. Ass.-Arzt a. D. C. Lindner, Breslau.

Anzeige. Vom ersten April d. J. ab wird der unterzeichnete bisherige Redakteur des Schlesiſchen Kirchenblattes ein neues Blatt unter dem Titel: **Neues Schlesiſches Kirchenblatt** im Verlage der hiesigen Buchhandlung Marusche & Behrend herausgeben, welches, wie das alte, jeden Sonnabend erscheinen alle Personal-Nachrichten und Anzeigen milder Beiträge enthalten und im Uebrigen allen Anforderungen zu entsprechen sich bestreben wird, welche an ein Schlesiſches Kirchenblatt billiger Weise gemacht werden können. Das Blatt ist sowohl durch die königl. Postämter, als durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen, und erucht der Unterzeichnete, die Bestellungen auf dasselbe rechtzeitig zu machen. Der Preis wird ein geringerer, als der bisherige des alten Kirchenblattes sein. Um Verwechslungen zu vermeiden, wolle man bei Bestellungen und Zuschriften an die Redaktion sich unter allen Umständen der Bezeichnung **Neues Kirchenblatt** bedienen.

Breslau, im Februar 1864.

[59]

Dr. Franz Lorinser,
Fürstbischöfl. Consistorial-Rath und Pfarrer von St. Matthias.

Den geehrten Lesern des Schlesiſchen Kirchenblattes zeige ich hierdurch ergebenst an, daß vom 1. April d. J. ab die Redaktion dieses Blattes in die Hände des Geistlichen Rathes Herrn **Lic. Paul Storch** übergehen wird.

Breslau, 25. Februar 1864.

G. P. Aderholz.

Mit Bezugnahme auf obige Anzeige erkläre ich hiermit, daß ich die Redaktion des Schlesiſchen Kirchenblattes vom 1. April d. J. übernehmen werde und dieselbe unter göttlichem Beistande in dem ursprünglichen Geiste fortzuführen mich bestreben will, damit dieses den Katholiken Schlesiens seit 30 Jahren lieb gewordene Blatt auch fernerhin als eine gemeinschaftliche religiöse Zeitschrift zur Förderung des kirchlichen Sinnes beitrage.

Breslau, am Feste des heil. Matthias 1864.

Lic. Paul Storch,

[60]

Fürstbischöfl. General-Vicariat-Amts-Rath und Spiritual im Clerical-Seminar.

Auktion.

Auf dem Pfarrhose zu Hengersdorf bei Dblau werden aus dem Nachlaß des verstorbenen Herrn Erzpriesters Knoblich **Montag, den 29. d. M. und Dienstag, den 1. F. M.,** das gesammte Mobiliar, bestehend in Silbergeschirr, Porzellan, Gläsern, Kupfer, Leinwand, Betten, Möbeln, Hausgeräth und Kleidungsstücken,

Mittwoch, den 2. F. M., 2 Ackerpferde, 13 Stück Rindvieh, starke Race, 8 Stück Schwarzvieh, Wagen und Wirthschaftsgeräthe,

Donnerstag, den 3. F. M., diverse gute Weine in Flaschen, gegen gleich baare Bezahlung öffentlich meistbietend verkauft werden. [57]

Das Testaments-Crefutorium.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede- Straße 35.

Einer Hochwürdigen Geistlichkeit und dem hochgeehrten Publikum erlaube ich mir mein Etablissement als Maler und Staffierer anzuzeigen. Malereien und Staffirung besonders von Altären, Statuen, Stationsbildern u. s. w., Wiederherstellung beschädigter Gold- und Baroque-Rahmen, so wie auch Anfertigung neuer, überhaupt alle in dieses Fach schlagende Arbeiten werden nach Verlangen und zur Zufriedenheit ausgeführt.

Indem ich mich zu geeigneten Aufträgen bestens empfehle, verspreche ich eine prompte und billige Bedienung.

[58]

C. Kohlsdorffer in Gleiwitz.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Ein oder zwei Lehrlinge als Maler können sofort oder Ostern ein Unterkommen finden. Wo? ist in der Expedition d. Bl. zu erfahren. [21]

Breslauer Börse vom 25. Februar 1864.

Getreide-Preise vom 25. Febr.

Freiw.Staats-Anl.	4½	—	Posener Pfandbr.	3¼	—	Schles.neueLit.B.	4	—	W. Weizen Schfl.	52—60—65 Sg.
convert. v. 50 u. 52	4	94½ B.	do. do.	4	—	do. Lit. C.	4	99¾ G.	G. Weizen	50—56—59
Preuss. Anl. 1853	4	—	do. do. neue	4	93½ B.	do. Lit. B.	3½	—	Roggen	37—39—41
Preuss. Anl. 55. 56	4½	100½ B.	Schles. Pfandbr.	3½	92¾ G.	Schles. Rentenbr.	4	97½ G.	Gerste	30—33—37
Preuss. Anl. v. 59	5	105½ B.	do. Rustical	4	100½ B.	Posen. Rentenbr.	4	94½ B.	Hafer	25—27—29
Präm.-Anl. 1855	3½	120½ B.	do. do.	3½	—	Oesterr. Nat.-Anl.	5	66½ B.	Erbsen	38—42—47
Staats-Schuldsch.	3½	89½ B.	Schles.neueLit.A.	4	100 G.	Oesterr. Banknoten	83½ G.	—	Kartoffeln	Sack 26—36